

(Nachdruck verboten.)

29]

Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

17. Kapitel.

Elise unterbrach ihn rasch, als fürchte sie eine Anklage und wolle ihr zuvorkommen.

„Du weißt nicht, wie gut und liebevoll sie gegen mich sind. Tag und Nacht sind sie um mich und immer geduldig und unbedröht. Sie thun mir oft leid. Es geht uns nicht gut, wir müssen uns durchsetzen, kümmerlicher als je, und nie eine Klage von ihrer Seite, nie ein unwilliges Wort. Sie sind so bescheiden, so rührend genügsam, ich versichere Dich, sie verstehen es in heiterer Art, sich mit der Dürftigkeit abzufinden. Es hat mich ungemein getrübt, daß es ihnen so leicht wurde.“

„Sie sind jung, sie sind gesund,“ sagte Fritz hart.

„Und glücklich veranlagt,“ ergänzte die Mutter, und immer wärmer werdend, fuhr sie fort: „In den ödesten Tag wissen sie Abwechslung zu bringen, aus dem Unbedeutendsten sich eine Freude herauszuschälen. Luise hat angefangen zu malen, der Vater ist zufrieden mit ihr — wenn er ihr als Modell eine Blume bringt, für sie ist's gleich der ganze Frühling. Und Gustel sieht überhaupt nur das Helle, die ist wieder ganz anders, die kann nicht sitzen, nicht ruhig sitzen, ihr Körper braucht Bewegung, die anstrengendste Arbeit ist ihr die liebste. Hat sie in der Küche nichts mehr zu thun, läuft sie im Hause herum, holt sich die kleinen Kinder zusammen. Jeden Tag kommt sie mit so einem Schreihals daher, den sie der Mutter abgenommen; jetzt bringen die Mütter ihr die Kinder schon selbst, wenn sie anderweitig zu thun haben. Und sie wäscht sie und wickelt sie, und schleppt sie herum und möchte sie am liebsten gar nicht mehr hergeben.“

„Lebendiges Spielzeug,“ bemerkte Fritz mit einem erzwungenen Lächeln.

„Vorläufig noch, aber man sieht schon, wohin sie neigt. Luise ist anders. Nun, man muß sie nehmen wie sie sind, gut sind beide. Glaube mir, sie sind nicht verbildet und nicht verzogen, wir haben sie gelehrt, das Schöne zu sehen und das Reine zu lieben, wir haben sie vor allem kräftig und gesund erhalten, nie haben wir Furcht und Strafe auf sie wirken lassen, wir waren der Meinung, Kinder erzieht man am besten durch die Freude.“

„Unser Proletariermädchen erzieht die Not,“ sagte er ernst.

„Willst Du diese Erziehung befürworten?“

Er zuckte die Achseln. „Was sollen wir machen, die Not ist da, wir müssen sie erst vertreiben. . . . Einstweilen wird sie zum Ansporn, sie lehrt Disciplin, sie schärft uns selbst die Waffen. . . . Es ist nicht leicht, ihr beizukommen, der Einzelne ist machtlos gegen sie, drum müssen alle heranziehen, um dieser Grimmigen an den Leib zu rücken. Auch die Mädchen müssen wir zum Kampf erziehen, sie organisieren.“

Elise schüttelte den Kopf. „Kämpfst nur allein, die Mädchen laßt aus dem Spiele, der Kampf verroht.“

„Und wenn nun für alle dieser Kampf ein Noth geworden ist, eine Nothwendigkeit?“

„Doch nicht für die Frauen, was sollen sie? Ihr macht sie nur unzufrieden — laßt sie ruhig in der Familie.“

„Ruhig . . . in der Familie?“ Es zuckte ironisch um seine Lippen. „Damit sieht's schlimm aus; seitdem man skrupellos die Familienväter entläßt und junge Kräfte nimmt, weil sie da sind, weil sie billiger sind. Man kann jetzt Männer im besten Alter feiern sehen, während ihre Knaben und Mädchen in Arbeit stehen. Auf lange hinaus kann heute ein Vater nicht mehr der Ernährer einer Familie sein, die Kinder müssen verdienen, wenn sie leben wollen.“

Elise seufzte: „Eine verkehrte Welt . . . Mir thut das Herz weh, wenn ich die ganz jungen Mädchen scharenweise in die Fabrik wandern sehe, blaß, weiß, mit entzündeten Augen, sie haben ihre Frische schon eingebüßt, zu früh, viel zu früh hat man sie gezwungen, sich selbst zu ernähren.“

„Nicht nur sich selbst, viele von ihnen sind gezwungen, noch für andre zu sorgen, für eine Mutter, eine jüngere Schwester, wie oft für ein Kind.“

Elise fuhr auf. „Ja, so ist's. Ein Kind ist unter solchen Umständen bald da . . . fast jede hat ein Kind. Ist es nicht schrecklich, daß diese armen Geschöpfe so früh schon verloren und verdorben sind?“

„Verdorben?“ rief Fritz und sah sie mit großen Augen an. „Deshalb müssen sie nicht verdorben sein“ und wärmer, in fast leidenschaftlicher Parteinahme: „diese Mädchen haben Pflichten, die stündliche Opfer von ihnen verlangen, sie erfüllen sie gewissenhaft, als etwas Selbstverständliches; man muß nur gesehen haben, mit welcher Sinebunde und Zärtlichkeit so ein junges Ding für ihr kleines Kind sorgt, das ihr doch nur Kummer und Sorge macht.“

„Du hast ein solches Mädchen gekannt?“ fragte Elise, ihn fixierend, mit erwachender Neugier.

Er nickte. „Ja, und ich hab' sie lieb gehabt, sie und ihr Kind . . . es war nicht das meine.“

Eine Pause trat ein, dann sagte Elise leise:

„Sag' mir alles, Fritz.“ Sie heißte Vertrauen. Er hielt mit dem Bekenntnis nicht zurück. Und wie der erwachsene Sohn der geliebten Mutter ausführlich über sein Leben berichtet, so berichtete er ihr. Er schilderte ihr sein Mädchen in der liebevollsten und zartesten Weise. Ehe Marie ihn kannte, hatte sie ein Verhältnis mit einem Manne, der ihrer nicht wert war. Er hatte ihr die Heirat versprochen, als sich aber die Gelegenheit für ihn fand, in ein Geschäft hineinzubeiraten, hatte er sie gebeten, ihn frei zu geben. Er wollte für das Kind sorgen, so lange er nicht eigene Kinder habe. Sie wies ihm die Thür: sie wolle ihr Kind allein ernähren. Sie war so brav und mutig und das Kind so lieb, wie selten eines. Damals lernte er sie kennen . . . sie zogen zusammen . . . das Glück dauerte nicht lange . . . Er wollte sie zu seiner Frau machen . . . sie hatte ihm nicht Zeit dazu gelassen . . . Die Proletarierrkrankheit wüthete in ihr — sie wehrte sich mit aller Kraft ihrer Jugend — vergebens — als sie sich endlich ins Bett legte, war sie auch schon tot . . . das Kind folgte ihr nach . . . Es sind kaum drei Monate her.

„Mein armer Fritz,“ sagte sie leise.

„Ich wollte es Dir schreiben, Mutter, aber ich habe gefürchtet, Du könntest es mißverstehen, könntest das Mädchen für schlecht halten . . . das hätte mir weh' gethan.“

Sie streckte ihm ihre Hand entgegen, er nahm sie und hielt sie in der seinigen, ohne sie zu drücken; so blieben sie Seite an Seite, stumm und beklemmt.

Jeder hatte das Gefühl, daß er dem andern weh' gethan. Hatte er nicht indirekt ihre Kinder angeklagt? . . . Hatte sie nicht seine Geliebte beschuldigt? Aber das Gefühl des Unrechts geliebten Menschen gegenüber macht so demüthig, daß man sie auf den Knien um Verzeihung bitten möchte. Diese Demuth lag in seinen Augen, als er sich jetzt über sie beugte. Du hast tausendmal recht, antworteten ihm die ihrigen. Müde lehnte sie den Kopf seitwärts, er ruhte auf seiner Schulter. Sie sagten nichts weiter. Zwischen Mutter und Sohn versteht sich die Verzeihung von selbst.

Als Fritz auf die Straße kam, fing er zu laufen an. Es war spät geworden, die Versammlung mochte wohl schon eröffnet sein. Er hatte indeß nicht weit zu gehen, das Versammlungslokal im Wirtshaus zum „Großen Christoph“ befand sich ganz in der Nähe.

Es lag an einem Kreuzungspunkte und von allen Seiten kamen Genossen herangesteuert, um in der kleinen Thür des Schanklokals zu verschwinden.

Einige blieben davor auf der Straße und plauderten mit einander. Der Referent stand noch unter ihnen, das war beruhigend.

Als dieser Fritz erblickte, machte er einen jungen Mann, der hier fremd sah und nach seinem distinguierten Aussehen den höheren Ständen angehörte, auf ihn aufmerksam.

„Da ist ja der Hofer, nach dem Sie heut' in der Redaktion gefragt haben, Herr Doktor.“

Der also Angeredete ging Fritz rasch entgegen. Dieser schien angenehm überrascht. Die beiden jungen Männer schüttelten sich die Hände, wie alte Bekannte.

Doktor Jensen, ein Königsberger, hatte Fritz in Berlin kennen gelernt. Er war einer jener Ideologen, die das Bedürfnis haben, etwas für die Menschheit zu thun und dabei Zeit und Geld, um es nach ihrer Weise ins Werk zu setzen. Er sympathisierte mit den Bestrebungen der Socialdemokraten, teilte ihre wissenschaftlichen Ueberzeugungen, verwarf aber als Ethiker ihre Rücksichtslosigkeit. Jede Gewaltthätigkeit verabscheute er, eine langsame Entwicklung, ein allmähliches Hineinwachsen in den Zukunftsstaat schien ihm das sicherste Mittel zu sein, ja das einzig mögliche, ihn herbeizuführen.

Er hielt wissenschaftliche Vorträge und hatte in Berlin auch in öffentlichen Volksversammlungen gesprochen. In einer darauf folgenden Diskussion war Fritz ihm einmal entgegengeritten und hatte ihm gesagt, daß seine andre Klasse den Willen und die Stärke ermesen könne, die das kämpfende Proletariat für diese Kämpfe mitbringe und ins Treffen führe, als dieses selbst. Da giebt's keinen Hemmschuh.

Der Gelehrte verteidigte seine Theorie im Namen der Gerechtigkeit und der Kultur, worauf der Arbeiter ihm rasch entgegnete: „Der größte Kulturfaktor sind wir, und die Kultur selbst ist's, die uns vorwärts treibt.“ Ein Argument, das der junge Doktor nicht zu bestreiten wagte.

(Fortsetzung folgt.)

Große Verdienner.

Es war die Eröffnungsvorstellung einer halb wieder verschundenen Specialitätenbühne am nördlichen Rande der Großen Friedrichstraße zu Berlin. Die Lächer des Saales waren nur notdürftig gestopft. Die Artisten boten nichts Außergewöhnliches, die Stimmung war flau. Auch eine Sängerin erschien. Sie trug eines jener Plüschkleider, von denen man nicht weiß, wie sie am Körper haften können; die wahrscheinlichste Lösung ist, daß die Frauen sich ihre Haut mit Fischleim bestreichen und sich dann in einem Haufen bunter Lappen wälzen: was Neben bleibt, wird das Kleid. Die Sängerin aber sang dünn und spitzig, völlig temperamentlos, mit einer einstudierten Duettenförmigkeit, die nicht einmal frech war, und sie sang durchaus nichts Anrüchiges, sondern polizeifromme Albernheiten. Das Publikum blieb kühl. Nur an einem überfüllten Tische ging es lebhaft her. Man latschte rasend und schien vor Begeisterung zu bersten. An den Huldigungen für die Sängerin beteiligte sich auch ein alter wecker Mann, mit gefärbten Brillengläsern, dem man, ohne Besinnung zu sein, reichlich fünf Prozent Zuder geben konnte. Als ich diese Tischgesellschaft beobachtete, stand bei mir der Eindruck fest: Die ganze Veranstaltung ist eine reine Familienangelegenheit. Der greise Herr schien mir nur deshalb nicht der Vater der Sängerin zu sein, weil er offenbar auch dazu zu alt war; ich tagierte ihn als Großonkel des Fräulein da oben, und ich kombinierte weiter: Das kleine Mädchen stammt aus bescheidenen bürgerlichen Verhältnissen. Mama und Papa und Tante und Großonkel, auch der junge Vetter, der am Tische nicht fehlte, hatten Talent in dem Stolz der Familie gewittert und da man modern genug war, keine dummen Vorurteile zu haben, so versuchte man das Talent als Specialität zu verwerten. Früher ließ man sie in solchen Fällen Schauspielerinnen lernen, jetzt muß sie Artistin werden. Das Ganze mußte übrigens entschieden Meyer heißen, und Meyers befanden sich in der ganz vernünftigen Thätigkeit, eine Hausfestimmung für das Debut ihres Sprößlings zu erzeugen. Die Familienklaque that, was sie konnte und es war nicht ihre Schuld, wenn das weder verwandte noch verschwägerte Publikum nicht mitging.

Meine Vermutung erwies sich insofern als durchaus zutreffend, als die Sängerin nach einiger Zeit unter der aufgeregten Meyer-Gruppe Platz nahm; sie wurde lebhaft begrüßt, man überhäufte sie mit Anerkennung und versicherte ihr, daß alles glänzend gegangen sei. Das kleine blasse, blonde Mädchen, das zwar größer war, wenn man den Zug einer gewissen verderbten Halbwichigkeit nicht als Ersatz von Schönheit, Armut und Feuer anerkennen will, fühlte sich wie eine richtige Theaterprinzessin und stimmte lebhaft den rechnerischen Erwägungen ihres Erfolges bei.

Ich habe das Unglück, ein unzerstörbares Gedächtnis für Physiognomien zu haben, und deshalb jeden für einen Bekannten zu halten, den ich einmal gesehen, ohne doch zu wissen, wer der Bekannte sei. Das kleine Mädchen und der weisse Mann verfolgten mich seitdem. Ich trieb gerade das Geschäft, das „lebende“ Berlin zu studieren, jenes Berlin, das überall ist, wo teure Preise genommen werden, und das eine Orgie darin sieht, wenn man um 7 Uhr morgens zu Bette geht und bis dahin stumpfsinnig Champagner schluckt. Und immer sah ich das halbwichige Mädchen, das schwindlig aus ihren Kleidern herabzustürzen schien, und den alten tränkenden Mann mit den dunken Brillengläsern. Das Paar war nie allein, sondern stets von einem geschäftigen Troß umringt.

Schließlich fragte ich: wer ist denn der Alte.

„Sie wissen nicht? Das ist doch der Professor Meyer, ein sehr geschätzter Mann, schade, daß...“

„Und das magere Kind?“

„Aber Sie sind wirklich unwahrscheinlich ungebildet. Das ist ja seine Frau!“

„Das ist ein Ehepaar?“ fragte ich tief erschüttert, „erlaubt denn das das Strafgesetzbuch?“

„Eigentlich nicht, denn er ist doch nur ihr —“

Es folgte ein Wort aus dem Heize-Profess. Unmittelbar darauf begrüßte sich mein Informator sehr freundschaftlich mit dem Paar, dessen männlicher Teilhaber zu alt schien, um der Vater seiner Frau zu sein.

Niemand erfreute sich in dieser ganzen Welt des Lebens, das nichts erlebt, einer größeren Beliebtheit als diese beiden, mit denen man in den Sektirkeln zechte, um hinter ihnen schmutzige Wipe zu reifen. Und das junge Weib schleppte den siechen, zerarbeiteten Greis mit sich, durch alle Bälle und Feste, er hing an ihren unruhig schweifenden Nöden. Die Vorfahren des Professors mögen mit Kleidern gehandelt haben, jetzt handelten die Kleider mit ihm.

Vor Gericht wurde offenkundig, was die vielen Freunde seit jeher loupfen. Die alberne Leppigkeit dieses Daseins wurde auf Pimp besprochen. „Wenn ein Herr mit dem Titel Professor kommt, so kreditiert man selbstverständlich, ebenso wenn ein Graf oder Baron kommt; wenn jemand mit einem gewöhnlichen Namen kommt, so ist das etwas andres“. Das beschwört als Zeuge ein benachteiligter Geschäftsmann. Man glaubt's auch ohne Schwur. Wozu würde man sich sonst um den Titel einer Hofbank bewerben! Weil aber nur teure Sachen gepumpt werden, so ist es selbstverständlich, daß man sich jenen Sündenluzus leistet, über den die Erbsenen aus Anlaß des Meyer-Prozesses so beweglich zürnen. Die Straßenbahn leiht nicht den Groschen, also muß man Gummiräder wählen. Bertheim verlangt Barzahlung, mithin fährt man bei den kostspieligsten Hoflieferanten vor. Auch Aschinger besteht auf prompter Gegenleistung, folglich bleibt keine Wahl: man muß ins Bristol-Hotel.

Die Moralpredigten über die Leichtfertigkeit des Kreditgebens, die man jetzt reichlich von sich giebt, sind eitel Heuchelei. Es wird immer so bleiben, daß nur die Lumpen bar zahlen müssen.

Auch die ehelichen Anschauungen des Herrn und der Frau Professor sind ohne allgemeines Interesse. Wenn der Ehegarnel seinem süßen Weibchen rät, ordentlich zu räubern, doch ohne Gegenleistung, wenn er sie mahnt, 500 M. Loszuziehen, so ist er damit nur seinen als Handelsredakteur angeheuerter Plätter bewährten Anschauungen treu geblieben, daß es zu den tiefstimmigsten Eingebungen der kapitalistischen Wirtschaft gehört, Waren zu kaufen ohne Lieferung, oder auch leere Dampfzüge zu beleihen.

Ein Wort aber, das in dem Prozesse fiel, ist aus dem tiefsten Innern der kapitalistischen Gesellschaft gesprochen: das herzlich-naive Wort von dem „großen Verdienner“, als den Frau Meyer ihren Ehegarnel gefamnt hat, als sie ihn heiratete. Der Ausdruck stammt wohl aus der Weltanschauung der Heiratsvermittler, er trifft aber genau — eine peinliche Photographie seines moralischen Wertes — den Gott und Helden dieser Zeit. Man redet von Unternehmern, von Unternehmerintelligenz, von königlichen Klausleuten gar — nenne man sie doch künftig nur die großen Verdienner. Der große Verdienner, der ist Sinn und Zweck der Menschheit, und wer kein großer Verdienner ist, der ist eben von Natur und Geschick bestimmt, den andern zu helfen, daß sie große Verdienner werden.

In der Schule der „National-Zeitung“ und der „Vossischen Zeitung“ mag Herr Professor Meyer bald herausgerechnet haben, daß, wenn er zeitlebens hungern und sein Gehalt Pfennig für Pfennig beiseite legen würde, er doch niemals ein großer Verdienner werden würde, der andre für sich arbeiten ließe. War er etwa unfähiger, fauler, unwissender als sein Unternehmer, der Millionen aus dem Zeitungsgeschäft verdient? Verstand er weniger von dem kapitalistischen Wirtschaftsgetriebe als die Börsenherren, die Gold mit Scheffeln maßen? Und da es sicher keine das Leben erfüllende ideale Aufgabe ist, im Dienste von Lessings Erben, über die Börse zu schreiben, so konnte diese Thätigkeit nur einen Sinn haben, wenn sie ihm erlaubte, das jämmerliche Dasein, in dem alte, kümmerliche Herren selbst die Weiber nicht unsonst erhalten, in einigen Lüften totzuschlagen. Die Ehrlichkeit ist offenbar eine Tugend, die von den starken Gammern erfunden ist, die alles Interesse haben, daß es ehrliche Leute giebt, die zum Objekt des Betrugs geeignet sind.

Die Tragikomödie des Prof. Meyer ist, daß er nur ein großer Verdienner sein wollte, es aber nicht war und nicht sein konnte. Die schwächliche Armseligkeit seiner einstigen Landesherrthätigkeit hing ihm unausrottbar an. Die Religion des großen Verdienners verlangt gebieterisch großen Stil. Zu zwei Jahren Gefängnis ist er und zu fünf Vierteln sein Leib-Weibchen verurteilt worden, weil sie in zwei Jahren für lumpige 20 000 Mark an Waren bestellten, die zu bezahlen sie vertrauensvoll der Zukunft überließen. Es ist nicht so viel, wie ein armer Teufel zu erhalten pflegt, der in der Not fünfzig Pfennige stiehlt, aber es ist fast so viel, wie die Pommern-Günder erhielten. Die Romeid und Schulz hatten das Zeug zum großen Verdienner. Der geniale Gedanke, Stille Sandboden, die einer Fiege nicht genug Nahrung geben würden, dadurch in Gold zu verwandeln, daß man im voraus das Wohnbedürfnis der nichts wie arbeitenden Massen betrugert, wird von der heiligen Kirche des großen Verdienners höher belohnt, als die Stümpererei des Prof. Meyer, Champagner auf

Kredit zu nehmen. So stand denn der Stämper auch nur mit ein paar Tausend Mark im Geheimkonto der Pommernbank. Jede Ananas, jeder seidene Unterrock, jedes Stiefelchen und Wändchen wurden Meyers in Moabit mit qualvoller Gründlichkeit nachgerechnet. Daß die Meherin als wohlthätige Frau einmal den Bettel von 20 Mark in dem auch sonst vielseitig wirksamen Brustauschnitt ihres Gewandes verschwinden ließ, wurde ihr vom Staatsanwalt äußerst verdächtig. Und selbst der amtierende Kollege des Hofbankredigers Sello fand keine Worte der Bewunderung für diese Wohlthätigkeit, die bescheiden nur das Nieder wissen läßt, was die Rechte genommen. Wie anders bei den Pommern. Auf dem wohlthätigen K-Konto allein — und das Ribatkonto des Freiherrn v. Mirbach hat sein Geheimnis überhaupt nicht entzleierte — standen 600 000 Mark, von denen mehr als die Hälfte spurlos in irgend einem magischen Brustauschnitt der Weltgeschichte verschwunden sind, ohne daß Staatsanwalt und Richter nach dem Verbleib auch nur gefragt hätten. Den wohlthätigen 20 M. der Madame Meyer ist die Deffentlichkeit der Justiz bis in die intimsten Erscheinungen des menschlich-weiblichen Körperbaues entrüftet gefolgt, die wohlthätigen 350 000 M. des K-Konto blieben unbefragt. Wer möchte auch so gottlos sein, den Spuren der wahrhaft großen Verdienner auf ihren heiligen Bahnen mit roher Neugier zu folgen!

Nein, die Kleinen à la Meyer sollen sich nicht an die Kunst des großen Verdienners wagen! Sie verdienen schon deshalb strenge Strafe, weil sie die gewaltige Kunst lächerlich machen.

Indessen, die rechten großen Verdienner sind auch die pommerschen Grenadiere des Vauschwindels noch nicht. Die idealen Vertreter dieser höchsten irdischen Betätigung laufen nicht Waren, ohne zu bezahlen, und beleihen nicht Grundstücke über Wert, sie kaufen Arbeit gegen bloße Anzahlung unter Wert. Wer Arbeit kauft und nicht bezahlt, der erfüllt das feierlichste Gebot des kapitalistischen Rechts und der kapitalistischen Rechtlichkeit. Er wird nicht nur der größte Verdienner, sondern auch der ausgezeichneteste Ehrenmann.

Auch durch den Prozeß Meyer schritt die Lichtgestalt eines solchen größten Verdienners, vor dem sich das Haupt in Ehrfurcht neigte, ein Mann und Held, ganz Tugend und Millionär. Er entließ seinen unseligen Medaillieur, weil er gegen seine gebietende Instruktion über eine gesperrte Bank eine Notiz gebracht — seinem Stephan sah er mehr nach! — und diese strenge sittliche Erhabenheit belohnt sich dem Besitzer der „Vossischen Zeitung“ in unablässig strömendem Golde. So weit dringt der Ruf und die Kraft solcher Tugend, daß selbst die Kuppler ihm ihr Scherflein bringen und in seinem Blatte Aufnahme begehren; entrichtet sie aber die tarifmäßigen Inseratengebühren, so finden sie offene Arme im Hause der erlebten Tugend.

Die Ratsschläge, die Herr Meyer seiner Frau für den Umgang mit großen Verdiennern erteilte, hat er sicherlich dem Inseratenteil der „Vossischen Zeitung“ entnommen, nur haben sie ihm nicht die Millionen eingebracht, die sein Verleger aus ihrer Inserierung zog. —
J o c.

Kleines feuilleton.

ns. Das Medaillon. Die alte Frau leuchte, als sie die letzte Stiege hoch oben im Hinterhause erstiegen hatte und in ihr Stübchen trat. Die Knie zitterten; sie mußte sich erst ein Weilschen in dem alten Korbsessel verschnauen, ehe sie das Gesangbuch mit dem Goldschnitt in das schwarze Futteral gleiten ließ und das Kopftuch von dem dünnen, grauen Haar nahm. Langsam, streichelnd glitten die harten Hände über das Tuch, legten es sorgsam in die alten Falten und verwahrten es in der Schublade bei den weißen Wäschebüden. Dafür nahmen sie eine frisch beplättete blaue Schürze heraus. Während die Alte diese umhat und die Bänder knotete, überlegte sie. Es war ihr, als habe sie etwas vergessen; als sei ihr Aeußeres noch nicht ganz in dem häuslichen Stande wie sonst. Das passierte ihr neuerdings öfter. Sie mußte über Dinge grübeln, welche ihr sonst rein mechanisch von Händen gingen.

Ein plötzlich auftauchendes Hungergefühl lenkte ihre suchenden Gedanken dann wieder ab und ließ sie nach der Kommode blicken, wo unter einem Glasgehäuse sonst die kleine, goldene Taschenuhr gehangen.

Sie war nicht mehr dort. Und nun fiel es der Sinnenden ein, daß sie die Uhr ja der Schwiegertochter, die ihr allsonntäglich ein Mittagessen brachte, geschenkt hatte. Das heißt — die Alte seufzte bei dem Gedanken — nicht eigentlich geschenkt, nein, aber die junge Frau hatte so viel geredet, hatte es so klar bewiesen, daß sie, die Mutter, doch ganz unnützlich das schöne Uehrchen da hängen habe, tagelang unangezogen.

Ein Klopfen. Die alte Frau schrak aus ihrem Nachdenken, entriegelte die Thür und ließ die Schwiegertochter mit dem Essenforde herein.

Die stöhnte: „Es ist wirklich kein Vergnügen, hier zu Dir heraufzuklettern. Hier“ sie begann, den Korb auszurupfen, „da bringe ich Dir wieder etwas recht Schönes. Eine Suppe, wie Du sie in keinem Restaurant bekommst. Sieh nur die Fettaguen! Und hier, ein Stück Geschmortes, da kann sich eine ganze Familie dran satt essen. Du hast sicher noch zum Abend davon. Da, da ist auch Salat; ganz frischer Salat in saurer Sahne. Nun, was sagst Du dazu?“

Die Alte lächelte zufrieden: „O, ich danke Dir. Wenn Du würdest, was ich schon für einen Hunger hatte!“ Sie setzte sich eifertig zu Tisch. „Du kochst gut, Martha, sehr gut. Ein wahrer Segen für Franz, daß er solche Frau — sie kochte und löffelte eifertig die Suppe. „Es ist ein richtiger Festtag für mich, Martha. Der Sonntag, mein' ich. Denn in der Woche steht's sehr schlecht um meinen Tisch, wie Du weißt.“

„Ans geht es nicht viel besser,“ erwiderte die Tochter. „Trotzdem, wenn Du Dich entschließen könntest, täglich herumzukommen.“

„Nein!“ Die Alte wehrte heftig ab. „Es ist mir zu unständig. Und dann“ fügte sie wie für sich selber hinzu, „mag ich auch keinem zur Last werden.“

Die junge Frau hörte das letzte nicht mehr. Ihr Blick festete sich mit einem Ausdruck der Ueberraschung und Gier auf einen glänzenden Gegenstand am Sammethalsbände der Schwiegermutter.

„Was ist denn das?“

Die Alte verschüttete vor Schreck einen Löffel voll Suppe und griff mit der Linken zum Halse: „Das Medaillon?“ Dabei fiels ihr ein, daß sie vorherin auf dieses geionnen und es abzulegen vergessen hatte.

„Das ist doch echtes Gold, wie?“

„Nein, o nein! Ich glaube nicht, daß es echt ist.“ Die alte Frau sah ängstlich auf die Tochter, welche aufgestanden war und sich ihr näherte.

„Gewiß, ist es echt!“ Und mit Wortwurf: „Ich habe es noch nie bei Dir gesehen.“

„Ich trage es nur zum Kirchgange.“ Und, als wollte sie dem Kommen vorbeugen, fügte die Mutter mit Angst und Hast hinzu: „Es ist das letzte Andenken an meinen Seligen. Mein Liebstes, was ich habe. Sein Bild ist drin. Sein Bild, wie er jung war.“

„Ein schönes Medaillon.“ Die andre ließ es durch die Finger gleiten. „Schwer und gediegen.“ Sie nestelte am Bände. „Ich darf es mir doch einmal gründlich ansehen?“

„Nein.“ Die Alte zitterte. „Nein, laß es . . . laß es sein.“ Sie preßte beide Hände wie zum Schutz an Hals und Wand.

„Mein Gott, hab' Dich doch nicht!“ Ein unwilliger Aua und sie hatte das Medaillon in der Hand. Dann trat sie zum Spiegel und legte sich's vor: „Es würde mir gut stehen.“ Und nachdem sie sich ein Weilschen bespiegelt: „Wilst Du es mir nicht für heute Nachmittag leihen?“

„Es ist das Letzte, Martha.“

„Leihen, Mutterchen, leihen.“ Schmeichelnd klang es.

„Nein.“ Die Alte sah in ratloser Angst. „Ich muß zuweilen sein Bild sehen.“ Bittend: „Gieb es mir wieder, Martha.“

Die hatte eine Nadel aus dem Haar gezogen: „O, das Bild nehmen wir einfach heraus;“ sie begann in dem Medaillon herumzustochern.

Die Alte zitterte am ganzen Leibe, der Löffel fuhr klirrend auf dem leeren Keller umher. Plötzlich sprang sie auf: „Gieb her!“ Das Medaillon war schon in ihrer Hand. „Meine Uhr hast Du genommen und alles. Nun auch noch das! Ich geb' es nicht! Hörst Du: es ist das Letzte und ich geb' es nicht!“

Die Tochter war blaß geworden: „So? Auftrumpfen willst Du? Soll ich einmal rechnen, was ich schon gegeben habe? Hier, das schöne Mittagessen jeden Sonntag. . .“

„Du kannst es behalten!“ Die Alte leuchte und packte alles zurück in den Korb. „Da, da, behalt's nur. Behalt's nur! Ich will es nicht . . . will es nicht . . .“

„Du sollst mir das Medaillon doch nur leihen, nicht schenken.“

„Leihen? Leihen? O, Du, das kenn' ich! Das kenn' ich!“ Die Augen der alten Frau begannen zu funkeln. „Du weißt wohl nicht, was Du Dir alles von mir geliehen hast. Aber nichts hab' ich wiedergesehen, nichts! Doppelt ist Dein Essen bezahlt! Dreifach!“

„Gut!“ Die Schwiegertochter setzte eine beleidigte Miene auf und nahm den Korb. An der Thür wandte sie sich noch einmal: „Ich gehe. Entweder Du gibst mir das Medaillon oder ich bringe Dir keinen Keller Suppe mehr!“

„Ich will nichts mehr haben von Dir! Nichts, nichts, nichts! Geh' mir, Du . . . Du . . .!“ Sie sank schluchzend in ihren Korbstuhl. Und während die Tochter mit bösem Gesicht die Treppe hinabstieg, küßte die Alte das Medaillon, halb weinend, halb lachend. —

ic. Reisekrankheiten. Wer von Reisekrankheiten hört, wird natürlich zuerst an die Seekrankheit denken, die auch ohne Zweifel das häufigste solcher Leiden ist, und zwar in dem Grade, daß eine vollkommene Seetüchtigkeit bei Vergnügungsreisenden mehr zu den Ausnahmen gerechnet wird. Aber auch die heutigen Beförderungsmittel zu Lande lassen sich nicht so ganz weigbrennen. Seit der Einführung der langen Durchgangswagen auf den Eisenbahnen kann man von vielen Fällen einer Erkrankung an starker Uebelkeit hören, die sich auf der Eisenbahn ereignen und eine auffallende Ähnlichkeit mit den nur allzubekanntem Erscheinungen der Seekrankheit aufweisen. Es ist anzuerkennen, daß die Durchgangswagen auf den deutschen Eisenbahnen im allgemeinen ziemlich glatt laufen und für die meisten Leute sogar ein angenehmeres Beförderungsmittel darstellen als die älteren Eisenbahnwagen. Personen aber, die nach der

Diviera reifen, werden nicht selten Opfer der eigenümlichen Bewegungen, die von den dort benutzten langen Eisenbahnwagen während der Fahrt verursacht werden. Bei einer genaueren Betrachtung dieser Wagen ist das gar nicht so sehr wunderbar. Die Achsen mit dem beweglichen Radgestell befinden sich an beiden Enden des großen Wagens, der also nur an diesen Stellen unterstützt ist. Dadurch müssen notwendig abwechselnd Auf- und Niederbewegungen des Wagens eintreten, die ihre besondere Unannehmlichkeit für empfindliche Gemüter haben. Außerdem steht die Längsachse des Wagens beim Nehmen einer Kurve in einer ganz andern Richtung als die Radgestelle, auf denen er ruht, und dadurch entstehen weitere Einflüsse besonderer Art. Das Stampfen und Rollen, das den Dampfmaschinen die bekannte unheilvolle Gewalt über ihre Zylinder verleiht, findet thatsächlich, wenn auch in geringer Schwingungsgröße, sein Ebenbild in dem Verhalten der Luxuswagen der internationalen Schnellzüge. Wenn nun unglücklichweise das Mittagessen gerade in eine Zeit fällt, wo der Zug einen besonders schwierigen Teil seiner Strecke zurückzulegen hat, so werden manche Passagiere sich bald genötigt sehen, einen andern Beistand zu verlangen als den des Kellners. Eine gewisse Erfahrung gehört heute fast zu jeder Fortbewegung. Man muß ebenjogut wissen, wie man am besten der Seekrankheit vorbeugen kann, wie man gelernt haben muß, wie man seine Gesundheit in einem Schnellzug auf möglichster Höhe erhält oder wie man auf einen schnellfahrenden Omnibus gelangt usw. Daß alle Arten des Reisens ermüdend wirken, geht hervor aus der allgemeinen Neigung zum Schlaf in den Eisenbahnwagen, und auch die sprichwörtlich gewordene Schläfrigkeit der Zuhörer auf dem Lande ist vielleicht weniger darauf zurückzuführen, daß sie früh aufstehen müssen und oft bis in die Nacht beschäftigt sind, als darauf, daß ihre Muskeln durch die fortgesetzte Anstrengung, die Stöße auf schlechten Wagen und Wegen möglichst aufzufangen, in dauernder Thätigkeit erhalten werden und dementsprechend ermüden. Ueberhaupt giebt es ja in keiner Lebenslage soviel verschiedene Gewohnheiten als beim Reisen in irgend einer Form. Der eine kann nur vorwärts sitzen, andre können überhaupt nicht mit der Eisenbahn fahren, noch andre bekommen eine Anwandlung von Schwäche bei schneller Fahrt, und manche Leute werden thatsächlich krank, wenn sie nicht beim Reisen ihre Gewohnheiten berücksichtigen können. Die Annahme liegt nahe, daß bei langen Fahrten, namentlich auf der Eisenbahn, das schnelle Vorübergleiten der Gegenstände draußen auf die Augenmuskeln eine besondere Wirkung ausübt und dadurch zum Gefühl der Ermüdung, zu Kopfschmerzen und Schwindel führt. Diese Auffassung würde auch die Thatsache erklären, daß oft schon durch Schließen der Augen Erleichterung verspürt wird oder auch durch Abblenden der Fenster oder durch bloßes Vermeiden des Hinausschauens. Eine gute Lektüre, zu der aber in diesem Fall nicht nur ein interessanter Inhalt, sondern auch eine klare Druckschrift gehört, kann zur Ablenkung und Beruhigung gute Dienste leisten. Ganz aufgeklärt sind die Ursachen der Seekrankheit und ebenso der Eisenbahnkrankheit durchaus noch nicht. Man hat vermutet, daß durch die Bewegungen eines Schiffes oder eines Eisenbahnwagens das Gleichgewicht im Blutkreislauf gestört wird, ebenso wie ein Quecksilberbarometer auf einem Schiff mit dessen Rollen und Stampfen plötzlich steigt und fällt. Dadurch würden die Nerven und die Eingeweide mittelbar beeinflusst werden, aber letztere werden wohl auch direkt in Mitleidenschaft gezogen. —

Naturwissenschaftliches.

— Neuere Untersuchungen über Blitsschläge in Bäume. Ueber dieses Thema sprach Dr. Wrid in der letzten Sitzung des „Naturwissenschaftlichen Vereins“ in Hamburg. Einem Bericht des „Hamburger Correspondent“ entnehmen wir das Folgende: Anknüpfend an einen im Sachsenwalde zwischen der Grandeur Chaussee und dem Kesselburger Wege im August vorigen Jahres beobachteten Blitsschlag in zwei 8 Meter von einander entfernt stehende Rotbuchen, von denen die eine unter Abschälung ihrer Rinde der ganzen Länge nach aufgespalten, die andre, deren Stamm drei eigenartige Blitsspuren aufweist, in 4,2 Meter Höhe abgebrochen und zersplittert wurde, schildert der Vortragende zunächst die verschiedenartigen äußerlich sichtbaren Blitsschäden an Bäumen, wie sie durch starke elektrische Entladungen hervorgerufen werden. Es wird entweder ein verschiedenes breiter Rindenkreisen gerade oder in weiter Spirale von dem Stamm, der Holzfasern folgend, losgelöst z. B. bei Pappel, Eiche, Ulme usw., oder der Blitsschlag entzündet den ganzen Baum, z. B. bei Buche, oder er zerreiht den Stamm in größere und kleinere, vielfach Brettartige Splitter, die oft weit fortgeschleudert werden. Schließlich ist auch bei Rotbuche beobachtet worden, daß der Blitz den Baum in horizontaler Röhre bis zum Kern durchbohrt und dann senkrecht hinunter zum Wurzelstock geht. Auch ganze Gruppen von Bäumen können in einem Bestande vom Blitz getroffen und durch Tötung der Rinde zum Absterben gebracht werden; zuweilen sterben die äußeren Bäume erst nach längerer Zeit. Wird die Rinde nur streifenweise abgeworfen, so verheilt die Wunde durch Ueberwallung in einigen Jahren. Ein Verkohlen oder Verbrennen eines lebenden Baumes findet nie statt, wohl aber kann Entzündung trocknen, dürrer Holzess oder kernfauler Stämme eintreten.

Cohn nahm an, daß nach Durchbrechung der Rinde der Hauptstrom in die gut leitende, sehr wasserhaltige Cambiumschicht geht, und daß ihre Flüssigkeit in Dampf verwandelt wird, der die Rinde in Fegen oder Streifen abwirft oder den Baum explosionsartig zer-

schmettert. Colladon machte dagegen darauf aufmerksam, daß für die einzelnen Baumarten eine charakteristische Art besteht, wie sie vom Blitz getroffen werden. Jonesco fand, daß das Holz der stärkehaltigen Bäume, wie Eiche, Pappel, Ulme und Hafel, die Elektrizität besser leite als das Holz derjenigen Bäume, die einen Def- oder Fettgehalt aufweisen, wie Buche, Wallnuß und Birle. Daher stammt anscheinend auch die durch die statistische Aufnahme in mehreren Ländern bestätigte Tatsache, daß Eichen und Pappeln am meisten, Kiefern sehr oft, dagegen Rotbuchen selten vom Blitz getroffen werden und äußerliche Blitsspuren zeigen. In neuerer Zeit zeigte jedoch Hartig, daß außer den äußerlich sichtbaren Blitsschäden auch sehr häufig innere Blitsschäden an den verschiedensten Bäumen vorkommen und daß die genannten Baumarten nur deshalb häufiger getroffen werden, weil sie die höchsten der Gegend sind. Schwächere Blitsschläge verlaufen in der Baumrinde entweder in einer engen Spur, oder sie töten einzelne isolierte runde, längliche oder zickzackförmige Partien oder breite Lappen der Rinde ab. Die getöteten Partien werden von der gesunden Rinde dann durch einen Korkmantel abgeschlossen. Es bilden sich ferner innere Ueberwallungen, und bei Nadelhölzern entstehen pathologische Harzkanalbildungen, so bei der Weißtanne, bei der normalerweise Harzkanäle im Holze nicht vorkommen. Alle diese Erscheinungen sind äußerlich wenig oder garnicht sichtbar.

Humoristisches.

- Auch ein Vergißmeinnicht. „Du, Peps, warum schaut Du denn in einersort das Schwein an?“ „Ja weißt D', 's Schweiserl von dem schaut aus wie ein S, und da muß ich halt immer an mein' Sebastian denken!“ —
- Neues Wort. „Hat sich Ihre Frau schon für ein Bad entschlossen?“ „Noch nicht — sie o h n m a c h t e l t vorläufig noch so herum!“ —
- Aus der Schule. Lehrer: „Wir kommen jetzt zu den „Empfindungswörtern“. Kann einer von Euch ein's nennen?“ Der kleine Moriz: „Waih geschrie'n!“ —

(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

- Erich Ziegel, früher am Berliner Schillertheater, ist auf fünf Jahre an das Wiener Burgtheater engagiert worden. —
- Eine Ausstellung von Sitzmöbeln wird im September und Oktober im Lichthofe des Kunstgewerbmuseums veranstaltet. Die Ausstellung soll sich von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart erstrecken und besonders die Entwicklungsgeschichte der einzelnen Möbeltypen dieser Gattung (Schemel, Stuhl, Sessel, Bank, Sofa etc.) veranschaulichen. —
- Aus dem engeren Wettbewerb für ein Plakat der Bayerischen Jubiläums-Ausstellung Nürnberg 1906 ging die Arbeit des Münchener Malers A. Weißgerber siegreich hervor. —
- In Lillehammer am Mjösensee (Norwegen) ist kürzlich ein Freiluft-Museum eröffnet worden, das eine Anzahl altertümlicher Bauernhäuser enthält. Wie alle Freiluft-Museen enthalten auch diese Bauernhäuser und sonstigen altertümlichen Gebäude, wie Vorrathshäuser, Kleiderkammern usw., ihre vollständige, originale Einrichtung, so daß jedes einzelne Gebäude ein kleines Museum für sich darstellt und einen genauen Einblick in die Lebensweise der Bauern früherer Jahrhunderte gewährt. Die Einrichtungen dieser Wohnungen sind zum Teil ebenso eigenartig wie wertvoll, da sie Handarbeit der Bauern selbst darstellen. Das Museum von Lillehammer umfaßt überwiegend Gebäude und Gegenstände aus dem Gudbrandsthal. —
- Der kürzlich gegründete Verein zur Förderung der wissenschaftlichen Erforschung des Adriatischen Meeres hat seine Thätigkeit mit systematischen Fischereifahrten zwischen Grado und Punta Salvore begonnen, um das Meeresprofil zwischen diesen Punkten in biologischer und oceanographischer Beziehung zu durchforschen. Wissenschaftlicher Leiter ist der Professor der Prager deutschen Universität und Vorstand der I. I. Zoologischen Station in Triest, Dr. Karl Cori. —
- Der vom Verein deutscher Eisenbahn-Verwaltungen ausgesetzte erste Preis zu 3000 Mark für literarische Arbeiten auf dem Eisenbahngelbiet ist dem bairischen Eisenbahn-Assessor in Eger, Dr. Heinrich Uebelacker für seine Abhandlung: „Untersuchungen über die Bewegung von Lokomotiven mit Drehgestellen in Bahnkrümmungen“ zuerkannt worden. —
- o. Ein chinesischer Münchhausen. Ein chinesischer Diplomat erzählte folgenden Geschichten. Er hatte drei Hunde. Als er eines Abends heimkam, fand er sie auf seinem Lager aus Teakholz und Marmor schlafen. Er trieb sie herunter und prügelte sie. Als er am nächsten Abend nach Hause kam, lagen die Hunde auf dem Fußboden. Als er aber mit der Hand auf das Lager faßte, fand er es noch warm von ihren Körpern, so daß er sie wieder durchprügelte. Am dritten Abend lehrte er noch früher als gewöhnlich zurück und siehe da — die Hunde saßen vor dem Lager und pusteten darüber hin, um es abzukühlen. . .